

mit ein, der die Kamera bedient hat, was selten beiläufig geschah. Hier ist Becky von ihr überrascht worden. Sie wirkt ertappt, während sie doch bloß zu ihrer Gitarre greift. Sie lacht verlegen. Wie gern ich sie gesehen habe, diese Verlegenheit in ihrem Lachen. Manchmal dachte ich dann: So geht das Leben, so will ich auch leben.

Bei meinen Eltern stand immer ein anderes Foto von ihr, ebenfalls mit Gitarre, aber darauf lacht sie ein Lachen, das sie zeigen will. Mir ist dieses andere Lachen lieber.

## AUS DEM NICHTS

Beckys Stimme klingt sanft. Ich schaffe es nicht, sie anzusehen. Ihr Gepäck – eine Reisetasche und der Gitarrenkoffer – steht neben der Tür zur Treppe. Gleich wird sie fort sein. Sie sagt, dass sie zurückkommt, aber noch nicht weiß, wann.

Becky heißt Rebecca, aber seit sie bei uns lebt, heißt sie Becky. Keine Ahnung, wer sie zuerst so genannt hat. Mich gab es damals noch nicht, und meine Eltern waren noch nicht verheiratet, wohnten allerdings schon in diesem Haus, im obersten Stockwerk. Becky war fünf.

«Sie kam aus dem Nichts», sagte meine

Mutter oft. «Eines sonnigen Tages kam sie in unser Leben geschneit.»

Aus dem Nichts, das war der Krieg. Das hat mir mein Vater erzählt. Irgendwo in Deutschland wurde sie gefunden, in der Nähe von Bahngleisen, im Sommer 1944: ein zweijähriges Kind.

«Ihre Eltern sind ermordet worden. Mauthausen», sagte mein Vater.

Den Namen kannte ich. Manchmal blätterte ich in den Büchern über den Krieg. Davon gab es mindestens zehn, sie standen im obersten Regal. Ich schaute mir die Fotos an, die ich mir nicht anschauen wollte, und wenn ich das tat, war mir, als ginge mein Atem schwerer. Eben weil ich sie nicht anschauen wollte, übten sie eine unheimliche Anziehungskraft auf mich aus. Außerdem weckten sie Schuldgefühle, die ich nicht in Worte fassen konnte. Und ich verspürte Scham. Dass war alles noch gar nicht

lange her. Meine Mutter sang oft, wenn sie den Haushalt machte, und wenn sie sang, hielt ich mich von den Fotos fern. Es musste Stille herrschen.

«Sie hat ein paar Jahre in einem kleinen deutschen Dorf gelebt», erzählte mein Vater. «Bei guten Deutschen. Die gab es nämlich auch.»

Das sagte mein Vater immer, wenn er von guten Deutschen sprach: «Die gab es nämlich auch.»

«Die haben sie nach dem Krieg nach Holland zurückgebracht. Sie wussten, dass sie von dort stammt, aber nicht, dass sie niemanden mehr hat. Denn genauso war es: Sie hatte niemanden mehr.»

Meine Mutter betrat das Zimmer: «Und dann hatte sie uns.»

Sie sang die Worte beinahe. Mein Vater lachte, meine Mutter umarmte ihn und sagte

erneut: «Und dann hatte sie uns.»

Mein Vater kann von einem Moment auf den anderen tief in Gedanken versinken, und wenn das länger dauert, kann er tagelang so melancholisch sein, dass er kaum noch spricht, auf fast nichts mehr reagiert. Merkt meine Mutter, dass es wieder mal soweit ist, versucht sie einzugreifen, indem sie ihn fröhlich in den Arm nimmt oder eine lustige Geschichte erzählt – meine Mutter kann alles, was sie sieht, sogar die kleinste Kleinigkeit, in eine Geschichte verwandeln, über die jeder lachen muss – nicht zuletzt, weil sie perfekt Gesichter nachahmen kann. Meist hilft das, denn ihre Fröhlichkeit ist ansteckend.

Becky war schon zehn, als ich zur Welt kam, das erste Kind meiner Eltern. Ich kannte es nicht anders, als dass Becky zu uns, zu unserer Familie gehört. Schon damals unterschrieb sie mit diesem Namen. Das sei interessanter, sagte